

Zwänge – Wissenschaft als Performance (MMK 2018)

Vorbemerkung

Mir war eigentlich seit der Planungsrunde der MMK 2017 klar, dass ich an der Arbeitsgruppe „Wissenschaft als Performance“ bei der MMK 2018 teilnehmen will. Nein, es war kein Zwang – die Sache kommt später... Das Thema hatte mein Interesse geweckt, auch wenn ich heute nicht mehr sagen kann, was ich mir seinerzeit darunter vorgestellt habe.

Woher dieses Interesse stammt, ist mir erst an einer speziellen Stelle des Moderatorenpapiers klar geworden: die Stelle mit dem Wissenschaftstheoretiker Paul Feyerabend und seinem Buch „Wider den Methodenzwang“. Ja, natürlich wusste ich am Bodensee noch nichts vom Moderatorenpapier... Getreu dem Motto einer früheren MMK – der in Hattingen – fühlte ich mich beim Lesen des Moderatorenpapiers irritiert, durch den Buchtitel und durch den Autor. Irritiert, nicht verwirrt...

Ich dachte zunächst an meine Dissertation und die darin von mir zitierte Literatur. Das war es aber nicht, ich musste weiter in meine Vergangenheit vordringen. Vor ziemlich genau dreißig Jahren habe ich an meiner Diplomarbeit gearbeitet und dabei schon einmal das Buch von Paul Feyerabend über sein Problem mit dem Methodenzwang in den Händen gehalten.

Seinerzeit ging es um Softwareergonomie, um die Gestaltung interaktiver Systeme. Die Frage war, wie man interaktive Systeme gestalten muss, damit Benutzer möglichst problemlos effektiv und effizient damit arbeiten können – allgemein, weitestgehend unabhängig von einem spezifischen Nutzungskontext. Die Antwort seinerzeit: *explorationsfreundlich* und *erkundungsorientiert*, aber das nur am Rande.

In dem Zusammenhang bin ich seinerzeit über Maslows Hammer gestolpert: „...I suppose it is tempting, if the only tool you have is a hammer, to treat everything as if it were a nail...“. Oder in der Kurzform: if all you have is a hammer, everything looks like a nail. Und die intellektuellere Variante von Maslows Hammer war Paul Feyerabend und der Methodenzwang. Übertragen auf mein Thema seinerzeit: wenn man einen Computer hat, sieht die ganze Welt aus, wie ein mittels Algorithmen lösbares Problem. Man könnte auch von Computerisierung oder Digitalisierung sprechen.

Methodenzwänge

Diesen spezifischen Methodenzwang, für jede (Teil-)Aufgabe den Computer – damals noch Workstations und die ersten PCs – einsetzen zu müssen, hat man inzwischen „kultiviert“ und verbreitet: mit Notebooks, Convertibles, Tablets, Smartphones, Smartwatches... Man neigt dazu, aus dem Zwang eine „Kulturtechnik“ zu machen; man muss nicht mehr Informatiker sein, um darunter zu „leiden“. Dafür gibt es den Methodenzwang mittlerweile in einer Vielzahl von Lebensbereichen – auch in Situationen, an die seinerzeit nicht einmal der zwangbehaftetste Informatiker gedacht hat.

Aber wir wollen ja nicht über die zwanghafte Nutzung von Informationstechnologie nachdenken, es geht ja um Wissenschaft als Performance bzw. Performanz – und in diesem Papier soll es um die Zwänge der Wissenschaft gehen. Und möglicherweise um das Ausbleiben von Performanz in der Wissenschaft.

Um gleich mit der Tür ins Haus zu fallen: ich vertrete die These, dass die Effektivität und Effizienz der Wissenschaft bzw. wissenschaftlichen Arbeitens durch Zwänge, durch Methodenzwänge, unnötig beschränkt ist. Schaut man sich die konventionelle Drittmittelforschung in der Praxis aus der Nähe an,

so erkennt man ein immer wiederkehrendes Muster: es gibt in der Regel jemanden, der eine bestimmte Fragestellung beforscht wissen möchte und dafür Geld zur Verfügung stellt. Diese Summe steht von vornherein fest oder ergibt sich durch das günstigste Angebot aus dem Kreis der Forschenden. Was zu tun ist, welche wissenschaftlichen Methoden einzusetzen sind, was als Ergebnis herauskommen soll, welche Fragen zu beantworten sind, wie lange geforscht werden soll, wie oft über das jeweils Erreichte zu berichten ist, legt der Drittmittelgeber in seiner Ausschreibung mehr oder weniger explizit fest. Dass sich daraus eine Reihe von Zwängen für den Forschenden ableiten, liegt auf der Hand. Es sind nicht nur Methodenzwänge, die sich daraus ergeben: es sind finanzielle Zwänge, zeitliche Zwänge, oft auch personelle Zwänge.

Risiken und Nebenwirkungen

Natürlich sind diese Zwänge aus Sicht des Mittelgebers nachvollziehbar bis (selbst-)verständlich – gilt es doch zu verhindern, dass die bereitgestellten Mittel zweckentfremdet werden: will man doch erreichen, dass genau diese Probleme gelöst werden – und nicht die von jemand anderen. Und natürlich unterliegt der Mittelgeber selbst einem nicht zu unterschätzenden System von Verträgen, Vorschriften, Richtlinien und sonstigen juristischen Vorgaben. Zwangsweise...

Auf diese Weise wird zwar ein Maximum an Kontrolle erreicht, es wird aber auch eine gehörige Portion an Potential verschenkt: das Potential der freien Forschung. Es wird weder direkt bzw. spontan auf aktuelle Resultate bzw. Erkenntnisse reagiert, noch kommen neue, innovative Methoden zum Einsatz, noch werden neue Verfahren und Strategien (weiter-)entwickelt, noch wird ergebnisoffen experimentiert. Man gibt sich mit kontrollierter, möglichst garantierter Performanz zufrieden. Als eine Nebenwirkung dieser Rahmenbedingungen optimieren sich Wissenschaftler und Wissenschaftsorganisationen auf ein „Funktionieren“ innerhalb dieser Rahmenbedingungen.

Diese spezifischen Rahmenbedingungen der Drittmittelforschung mit ihrer eingeschränkten Performanz gehen einher mit einem weitgehenden Verzicht auf eine öffentliche Darstellung dessen, wozu man fähig ist – man verzichtet auf „Performances“. So lassen sich die Mittelgeber oft vertraglich zusichern, dass sie die Kontrolle über Veröffentlichungen zu den Projekten haben. Sie wollen nicht nur Zwischen- und Abschlussberichte, sie wollen darüber entscheiden, ob und wann diese von Forschenden veröffentlicht werden – ebenso verhält es sich mit Pressemitteilungen, Veröffentlichungen in Fachzeitschriften oder der Darstellung im Internet.

Auch wenn es keine entsprechenden Vorgaben gibt, so überlegen es sich die forschenden Einrichtungen sehr genau, ob und wie weit sie mit ihren Arbeiten an die Öffentlichkeit treten. Möglicherweise verschenkt man so Potential bei späteren Ausschreibungen, möglicherweise erleichtert man ohne Zwang potentiellen Konkurrenten die weitere Arbeit. Ebenso gibt es keine „Performances“ gegenüber der Öffentlichkeit; man verinnerlicht diese Haltung so weit, dass man auf ein „Wissenschaftsmarketing“ nicht nur verzichtet, sondern entsprechende Aktivitäten als unwissenschaftliches und inadäquates Handeln ansieht.

Ausnahmen, aber...

Sicherlich gibt es Forschung, die sich nicht diesen Zwängen unterwirft bzw. unterworfen ist – dafür aber sich mit anderen Zwängen auseinandersetzen muss. Auch Grundlagenforschung bzw. entsprechende Einrichtungen müssen die ihnen zugeteilten Ressourcen einzelnen Arbeitsschwerpunkten zu teilen und entsprechende Pläne aufstellen. Die Freiheitsgrade sind nur relativ und werden in der Regel durch andere Zwänge „erkauft“.

Die Frage ist letztendlich, wie man diesem Teufelskreis entgeht oder ob man sich nicht mit dem System arrangiert und versucht, damit und darin bestmöglich zu agieren. Dass „reine Forschung“ nicht möglich ist, hat bereits Joseph Weizenbaum erklärt. Für ihn kann es keine „pure science“ geben, weil die Anzahl der Probleme, die ein Wissenschaftler lösen kann, stets eine endliche Teilmenge einer überabzählbar unendlichen Menge an Problemstellungen ist – und die Auswahl, die getroffen wird, ist zwangsläufig das Resultat der Gesellschaft, in der die Forschung stattfindet bzw. in der der Forschende lebt oder gelebt hat.